doch nicht lange, und wahrlich nicht aus Angst, wie wir gleich erfahren sollten. Schade war nur, daß der Franzose sein Gewehr im Stiche ließ. So hatten wir vier Mann nur drei Gewehre.

Und schon kam die Herde von neuem näher, trotz unseres Schnellfeuers, und obwohl jeder Schuß traf. Damals erfuhren wir, wie mutig diese Tiere sind. Schuß auf Schuß krachte, jeder forderte ein Opfer, doch unaufhaltsam zog das Verderben heran.

Bald merkten wir, daß es diesmal nicht der Tür galt, denn die konnten wir zu gut vom Seitenflügel aus mit den Gewehren bestreichen. Das hatten auch die Tiere bald heraus. Plötzlich schwankte die ganze Herde nach rechts, und im gleichen Augenblick setzte sich alles in Galopp. Ganz nahe am Haus sprang der riesige Führer, wie aus einer Kanone geschossen, von der Erde mit einem unglaublichen Satz in die Luft und hing im nächsten Augenblick mit den Vorderhänden am Dachrand. Als er dort baumelte, sprang ein zweiter aus der Herde und hängte sich an ihn, dann ein dritter und vierter, und bald war eine lebende Leiter vom Dach zum Boden hergestellt. Bevor wir in unserer Verblüffung ahnten, was die Tiere vorhatten, hockten mindestens dreißig oder vierzig Mandrille auf dem Dache und versuchten, die Bedachung abzureißen. Nun feuerten wir aber los. Freund Hutterer hatte sich überzeugt, daß die zum Dach führende Luke widerstandsfähig genug war, und so konnten wir wenigstens unter den Angreifern auf dem Erdboden aufräumen.

Statt nun vor unserer Schießerei zu fliehen, gerieten die Affen nun noch mehr in Wut, und in einem todesverachtenden Ansturm kamen sie wieder von allen Seiten auf das Haus zu, hängten sich an die unbesetzten Schießscharten, und sinnlos vor Raserei bissen sie mit ihren fürchterlichen Zähnen in die Mauer und versuchten die Oeffnungen zu erweitern, um einzudringen. Zum Glück blieb es bei dem Versuch, trotzdem war das Knirschen der Zähne auf dem Gestein unheimlich.

In Gefahr des Verdurstens.

Der Kampf dauerte von drei Uhr nachmittags bis abends nach sieben Uhr. Plötzlich war es dunkel, wie ja in den Tropen die Nacht ganz unvermittelt kommt. Erfahrungsgemäß sollten sich nun die Tiere in den Wald zurückziehen, was sie auch, wenn nur widerstrebend, taten. Nun hatten wir vorläufig Ruhe, jetzt hieß es beraten und versuchen, aus dem Hause zu kommen. In der Hitze des Kampfes hatte niemand ein Durstgefühl verspürt, dafür aber jetzt um so mehr, und da machten wir eine ganz niederschmetternde Entdeckung. Die Kamele samt den auf ihren Rücken befindlichen Wasserschläuchen hatten wir ja Hals über Kopf im Stich gelassen. Was nun? Nicht nur fehlte uns jedes Wasser, es war sehr gut möglich, daß die Kamele für uns verloren gingen, obwohl sie sich bei der hier wachsenden überreichen Vegetation sicher nicht allzu weit entfernt hatten. Aber wenn wir sie nicht wiedersanden, wie sollten wir wieder heimkommen? Sieben Tage von der Farm entfernt, nur Sand, Sand und wieder Sand zu durchqueren, dazu noch zu Fuß, das war ein Ding der Unmöglichkeit. Selbst wenn wir in einem Tagesmarsch die Oase erreichten, blieben noch sechs Tage übrig. Was tun? Am verzweifeltsten war der Franzose, der sich selbst laut die bittersten Vorwürfe machte, weil er uns durch sein übereiltes Schießen alle in diese Lage gebracht hatte.

Schließlich erbot ich mich, die Kamele zu suchen. Denn allen klebte die Zunge am Gaumen. Vorsichtig auskundschaftend, öffnete ich äußerst behutsam die Tür, doch ich hatte die Rechnung ohne die Schakale und Hyänen gemacht, die inzwischen gekommen waren, um sich an den Tierkadavern gütlich zu tun. Kaum war ich einen einzigen Schritt vom Hause entfernt, als mich ein heftiges Bellen und Kläffen empfing, und schon sah ich wieder dunkle Gestalten blitzschnell von den Bäumen herabgleiten und im typischen seitlichen Dreigalopp auf mich zurasen. Dann sauste mir noch ein armdicker Ast auf die Schulter, dem unmittelbar darauf ein dunkles Etwas nachpolterte. Schnell war ich wieder im Hause. Der Riegel flog zu. Dies spielte sich viel rascher ab, als man es erzählen kann. Ich sah hinaus und bemerkte einen mächtigen Affen, der, in der Hand einen Knüppel, vor der Tür tückisch scheelend saß. Zu meinem Schrecken sah ich auch auf dem Dache ungefähr ein Dutzend dieser unheimlichen Gesellen.

Nun war guter Rat teuer. Blitzschnell erkannten wir unsere Lage: Wir waren gefangen! Auf wie lange? Wird ein Wunder geschehen? Kein Wasser! Und jetzt schon waren uns die Kehlen ausgedörrt. Diese Erkenntnis versetzte uns in die tiefste Niedergeschlagenheit. Nur eine Hoffnung blieb uns noch: den andern Tag abzuwarten und zu versuchen, möglichst alle Tiere abzuschießen, vorausgesetzt, daß sie nicht neuen Zuzug erhielten. Nach verschiedenem Hin und Her schliefen wir allmählich ein, das Haus hielt zum Glück stand. Das fortwährende Auffahren aus Traum und Schlaf zu schildern ist unmöglich.

Die letzten Patronen.

Endlich kam der andere Tag. Als wir uns draußen die Bescherung ansahen, lagerte das Heer der erbitterten Affen schon vor dem Hause. Ein Abflauen ihres Zornes und ihrer Wut war nicht festzustellen, und kaum bemerkten sie einen von uns, so flogen Steine und Knüppel mit haarscharfer Genauigkeit gegen die Schießöffnungen. Nun begannen wir mit der Knallerei. Jeder Schuß tötete ein Tier. Nachdem wir in ganz kurzer Zeit dreißig ins Jenseits befördert hatten, zogen sich die anderen in den Wald hinter die Stämme zurück. Mit dem Fernglas konnten wir aber sehr gut sehen, daß sie uns nicht aus den Augen ließen.

Da ließ uns ein Wort alle erbleichen. Es kam von Hutterer: die letzten 25 Patronen! Entsetzt fuhren wir herum, und jeder prüfte seinen Schußvorrat in fieberhafter Eile. Der Lette hatte nur noch sieben, ich noch 11 Schuß. Jeder ein anderes Kaliber. Außerdem steckten zusammen 18 Kugeln in den Revolvern. Auf den ersten Blick konnten wir uns überzeugen, daß mindestens fünfmal mehr Affen da wachten, als wir Schüsse hatten. Selbst wenn wir alles verpulverten, blieben noch genug Mandrille übrig, um auch eine Gruppe von 15 oder 20 Personen in Fetzen zu reißen. Ein Versuch, sich durchzuschlagen, wäre heller Wahnsinn gewesen. So fiel nach und nach Schuß um Schuß, Affe um Affe, bis auf die vorletzte Revolverkugel, die wir für uns selbst aufsparten, wenn nicht etwas Unerwartetes geschah.

Der Durst wurde immer quälender, und so mußten wir mit dieser fürchterlichen Pein in der Kehle tatenlos zusehen und warten, warten. Ab und zu stießen wir mit dem leeren Gewehr in sinnloser Wut nach den in der Oeffnung sich zeigenden Affen, denn diese Bestien waren wieder ganz nahe heran gekommen, nachdem so lange kein Schuß mehr gefallen war. Apathisch warteten wir auf die Nacht, Höllenqualen in den ausgetrockneten Kehlen. Doch auch die Nacht brachte keine Linderung. Wir waren, da der Nachmittag kampflos verstrich, nicht müde, und infolgedessen schlief niemand. Wortlos stierten wir auf den Boden. Der Verwundete hatte den Notverband von seiner abgerissenen Lippe entfernt und sog sein eigenes Blut, um seinen Durst zu löschen. Und da kam wieder der Morgen. Wir alle standen an den Schießscharten und sahen, daß auch die Affen unentwegt Wache hielten. Einige Mandrille schleppten die toten Kameraden in den Wald.

Die Befreier.

So verstrich die Zeit bis zehn Uhr vormittags. Plötzlich bemerkten wir eine sonderbare Unruhe unter unserer Belagerungsherde. Auffällig wendeten die Tiere ihre Köpfe nach links und rechts, stießen kurze, bellende Laute aus. Mit dem Fernglas vor den Augen hielt ich Umschau und — ich traute kaum meinen Augen. Wahrhaftig! Ein Kamel mit einem Reiter tauchte an der äußersten Ecke des Waldes auf, dann noch einer, zwei, drei, vier, fünf. Plötzlich blendete ein metallisches Glitzern meine Augen. Immer mehr Reiter kamen zum Vorschein. Da schrie ich mit überschnappender Stimme: „Truppen, die Saharapolizei!“

Ich hatte mich nicht getäuscht, das Glitzern kam von den Uniformknöpfen dieser braven Leute. Das war ein Freudentaumel: Wir schrien, pfiffen, banden Tücher an die Gewehre und streckten diese zu den Oeffnungen hinaus, um uns bemerkbar zu machen. Was kümmerte es uns, daß sogleich die Affen wie besessen auf die Tücher losfuhren und diese wutentbrannt zerfetzten; was war schon weiter dabei, daß es ihren vereinten Kräften gelang, uns sogar ein Gewehr zu entreißen: ohne Munition konnten wir ohnedies nichts damit anfangen. Aber — das Wunder war geschehen, man hatte uns bemerkt. Gerettet!

Die erfahrenen Leute, dreißig an der Zahl, durchstreifen jahraus, jahrein die ganze Sahara kreuz und quer, sehen nach dem Rechten, bestehen die größten Gefahren, Kampf und Durst. Sogleich eröffneten sie ein wirksames Feuer, und nach 100 bis 120 Schuß war unter unseren Belagerern gründlich aufgeräumt, der kleine Rest stürmte schnatternd und schreiend mit Windeseile in den Wald und verschwand.

Kurz darauf [illegible] denträuen in den Augen. Wir hatten 220 Mandrille niedergeschossen, die Sahareareiter ungefähr 80.

Sie kamen vom Fort Archambault, das weiter südlich im Innern lag, und waren auf einer Streife. Dabei bemerkten sie unsere herrenlosen Kamele, die, noch bepackt, unmöglich allein dahin gekommen sein konnten. Die Soldaten gingen den Spuren nach, und so fanden sie uns.

Einen Tag später kamen wir wieder in der Oase an. Die Handelskarawane war noch dort. Mein Freund Hutterer drängte zur Heimkehr, nach dem Dattelpalmenhain gelüstete ihn nicht mehr. Herzlich verabschiedeten wir uns von unseren Rettern. Martial und Roßkalln Kungs zogen mit den Sahareareitern bis zum nächsten Fort. Wir kamen nach weiteren sieben Tagen wohlbehalten auf Hutterers Farm an.

—⊡—

Am Ausguck

Wettrennen zwischen Esel, Kuh, Schwein und Ziege.

Einen sonderbaren Einfall leistete sich die japannische Zeitung „Nichi Nichi Schimbun“. Sie veranstaltet einen Wettlauf den Berg Fuji hinauf, einem beliebten japanischen Ausflugsziel, zwischen einem Esel, einer Kuh, einem Schwein und einer Ziege. Jedes dieser Tiere würde mit dem Erreichen des Gipfels einen sogenanten Rekord aufstellen; denn bisher hat noch kein Haustier dort oben Umschau gehalten. Selbst die Reitpferde begleiten die Bergsteiger hier nur bis zum achten überlieferungsmäßigen Halt. Danach geht die Kletterei aber erst richtig los. Die vier Wettrenner aus dem Tierreich werden von verschiedenen Punkten aus gestartet, um sich nicht gegenseitig zu stören. Die Ausgangsorte sind die Dörfer Yoschida, Gotemba, Subaschiri und Omina am Fuße des Berges. Unter Begleitung von Journalisten, die gleichzeitig dafür zu sorgen haben, daß die Sache nicht in Tierquälerei ausartet, soll das Rennen abgewickelt werden. Uebermäßige Treiberei haben sie nicht zu befürchten, schon weil sie nicht viel schneller sein dürfen als der mitsteigende Mensch. Dem alten kann ein kletternder Esel schon sehr bald den Atem nehmen, wenn er gut aufgelegt ist. Noch unbehaglicher als der störrische Esel kann aber den Treibern die leichtfüßige Ziege werden und auch die geduldige Kuh kraselt sehr gewandt. Das mitlaufende Schwein darf nicht allzu fett sein; dann aber wird es beinahe wie ein Windhund rennen; denn Schweine sind durchaus keine trägen, sondern sehr lebhafte Tiere. Wie bei jedem Wettrenen können natürlich auch bei diesem Ausbrüche vorkommen. Damit haben die geistlichen Hüter der Sengen-Kapelle auf dem Fuji wohl auch gerechnet, wenn sie dem sonderbaren Unternehmen die von ihnen abhängige Erlaubnis erteilten.

Vier Millionen Heringe fortgeworfen.

Die Fischer von Lerwick auf den Shetlandsinseln konnten wegen Ueberschwemmung des englischen Marktes vier Millionen Heringe nicht absetzen, obwohl sie tausend Stück für fünf Mark anboten, während sie im Vorjahre für die gleiche Menge 30 Mark erzielt hatten. Die Großfischhallen sind aber mit Heringen vollgestopft, und der Handel kann sie nicht unterbringen. Die Fischer mußten mit ihrem riesigen Fang wieder in See gehen und die dort mühsam herausgeholten Tiere über Bord werfen. Dieser unsinnige Vorgang ist nur aus der lässigen englischen Gewohnheit zu erklären, Heringe lediglich im gekochten Zustande zu genießen. Von dem 8,8-Millionenfang von Heringen, die in den letzten Tagen im Verlauf von 48 Stunden in die englischen Häfen gelangten, gingen die meisten in Eis nach Deutschland. Der unglaubliche Vorfall in Lerwick veranlaßt den englischen Fischhandel nun doch, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob die englische Heringsindustrie nicht ähnlich wie die deutsche zu schmackhaften Bereitungen des Herings übergeht, bei der sich die Fische länger halten. In Deutschland kennt die Industrie an dreißig Arten der Aufbereitung von Heringen, die trotz ihrer Billigkeit in die Reihe der köstlichsten Fische mit den besten Nähr- und Geschmackswerten gehören.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.

Druck und Verlag: Dr. C. Santz, Altena.

Heimat und Ferne

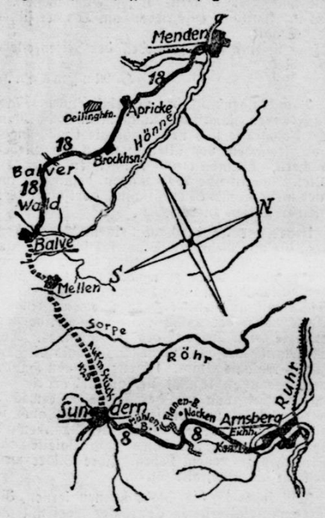
Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 23 — Donnerstag, 24. Juli — 1930

Auf Wanderschuhen durchs schöne Sauerland

Zum Wochenende von der Hönne quer durchs Sorpetal zur Ruhr.

In Menden nimmt die Hauptwanderstrecke 18 des Sauerländischen Gebirgsvereins ihren Anfang. Wer das freundliche Hönnestädtchen noch nicht kennt, suche vor allem das gut verwaltete Heimatmuseum auf, ehe er seine Wanderung am Samstag nachmittag am Bahnhof beginnt. Entlang der Hönne, später auf Feld- und Wald-



kreuzen diese, tauchen wiederum in Hochwald unter, können uns jedoch nach kurzer Steigung bis an den Flanenberg gemächlich bergab treiben lassen. Ueber den Nacken kommen wir zu den Jägerbänken, bald darauf zur Kanzel mit lieblichem Blick auf Arnsberg vor und unter uns, um endlich durch die Schlucht der Nonnenkuhle steil bergab in die Ruhrwiesen zu gleiten. Nach Ueberschreitung des Ruhrsteges umfängt uns zum guten Schluß noch das herrliche Städtische Eichholz mit uraltem Baumbestand. Nach stündigem Marsch von Sundern aus stehen wir am Ehmsen-Denkmal, das der Sauerländische Gebirgsverein seinem Gründer, Forstrat Ehmsen, auf vorspringender Bergkante in Gestalt eines Aussichtstempelchens errichtete. Gleich darauf folgt das Städtische Kurhotel und nur wenige Schritte unterhalb sind wir in den Mauern der Stadt Arnsberg selbst. Wir durchschreiten das berühmte, schöne Hirschberger Tor, überqueren den Marktplatz und steigen durch winklige Gäßchen am Platz des einstigen Oberfreistuhls zu den Ruinen des früher gewaltigen Schlosses Arnsberg empor. Auf einer der äußeren Mauern wurde kürzlich ein Heldendenkmal errichtet. Vom Schloßberg aus wenden wir uns schließlich über die Ruhr dem Bahnhof zu, überzeugt davon, eine genußreiche Sauerlandwanderung zwischen Hönne und Ruhr hinter uns zu haben. Die Blätter 2 (Iserlohn) und 3 (Arnsberg) der Sauerlandkarte 1:50 000 des Sauerland-Verlages Iserlohn vermochten uns dabei wertvolle Dienste zu leisten.

—⊡—

Mit holländischen Journalisten durch das Rheinland

Von Hans Arthur Lux.

In der Halle des Hotels „Duisburger Hof“ in Duisburg sitzen zwanzig holländische Journalisten. Sie kommen auf Einladung des Rheinischen Verkehrsverbandes e. V. aus allen Teilen Hollands, um sich von mir in sieben Tagen durch das Rheinland führen zu lassen. Sie sind gewillt zu reisen, sie sind nicht gewillt zu eilen. Einmal ist ihr nationales Tempo gegen Eile, dann wollen sie nicht wie die amerikanischen Eilpakete reisen, sondern wirklich schauen und schließlich brennt die Julihitze über dem Lande. Dennoch werden sie lernen müssen zu eilen. Aber einstweilen sprechen wir noch nicht von Eile. Wir trinken Eissgetränke und tasten einander ab, um zu erfahren, ob und wie wir gute Reisegefährten werden können.

Die deutsch-niederländische Gesellschaft empfängt uns am Abend. Freundliche Worte werden gewechselt. Rheinische Herzlichkeit stellt ihre Netze aus und fängt die Gäste ein. An dem hübschen Brünnchen im Hof des schönen Duisburger Hotels sitzen wir nachher bei der ersten Bowle und lauschen rheinischen Liedern. „Und wer sie erhebet aus tiefem Grund, den krönt man in Aachen zur selbigen Stund“. In Aachen soll unsere Reise enden. Wird dieses Ende eine Krönung sein?

Am nächsten Morgen geht es durch Duisburg dann zum Stadion, durch den Stadtwald und schließlich in den Hafen. Das Stadion macht einige bedenklich. Wie kommt es, daß eine Stadt solch ein herrliches Stadion haben kann, wo Deutschland angeblich so arm ist? Ich spreche von der Notwendigkeit, einem geschlagenen Volke Lebensmut und Lebenskraft zu geben, von der nationalen Pflicht zur Erziehung und Ertüchtigung der Jugend, von dem Problem, Millionen von Erwerbslosen Arbeit zu beschaffen. Einstweilen mißtrauen die Holländer aber meiner Beredsamkeit. Besser überzeugen sie die Anjammlung der Kapitäne vor der Schifferbörse und die kilometerlange Reihe der stillgelegten Schleppkähne. Die Zweifel bleiben aber wie dunkle Wolken auf ihren Stirnen stehen. Sie ballen sich stärker zusammen, als wir nach Düsseldorf kommen. Diese schöne, weite und saubere Stadt, diese zahlreichen neuen Bauten, die herrlichen Parkanlagen, das alles schafft doch nicht Armut. Aber bei einem heiteren Abendessen und gar danach im Malkasten, im tiefen Keller wie im nächtlichen Garten, werden alle diese Fragen still. Sie wachen erst wieder am anderen Tage auf, als wir in Köln nach den reichen Schätzen der alten Stadt das mächtige Stadion sehen. Und als wir auf der Rheinterrasse im Anblick des Domes beim Kaffee sitzen, geht das Gefecht an. Aber ich stehe nicht mehr allein. Die bisherigen Erörterungen haben mir schon Hilfe gebracht; einige haben selbst in stillem Nachdenken neue Anschauungen gewonnen. Der Unterschied zwischen deutschem und holländischem Denken wird bloßgelegt. Unsere Arbeitslust, unsere Zähigkeit, unsere Freude am Zupacken, unsere Kunst der Organisation werden gelobt. Es ist der letzte Kampf um diesen Posten. Der Auszug aus den rheinischen Großstädten, der Eintritt in die schöne rheinische Natur ändert Gespräche wie Anschauung.

Unser schöner großer Autobus trägt uns durch das Ahrtal. Der Wein an den Hängen macht die Herzen fröhlicher. Neuenahr offenbart sich als ein heiterer und durch zarte Künste wie durch starke Natur heilender Arzt. Am Abend stehen wir auf dem Nürburgring und sehen still hinaus in die weithin wogende Eifellandschaft. Die Höhe noch mehr als der Wein machen alle ausgelassen wie erste Jugend. An diesem Abend erkennen wir, daß wir uns verstanden haben und daß wir gute Freunde bleiben werden.

Der nächste Morgen gibt uns nochmals Gelegenheit, die kühne Anlage des Nürburgringes zu bewundern. Dann fahren wir hinaus in die Eifel, kommen durch das steilaufgebaute Daun, stehen am Ulmener Maar und rollen durch scharfe Krümmungen an herrlichen Fernblicken vorüber hinab nach Cochem. Der herzliche Empfang in dem schönen alten Städtchen macht den Abschied schwer, aber Koblenz erwartet uns. Das holländische Tempo muß wieder überwunden werden.

Ehrenbreitstein, das deutsche Eck, die alte Schiffbrücke und endlich der Ritterstürz. Koblenz bietet sich an wie ein voller Becher. Aber hier fließen nicht nur Rhein und Mosel zu Wasser, hier fließen sie auch zu Bowle zusammen. Der Ort ist gefährlich für meine holländischen Freunde. Ich muß als ihr Feldwebel zur Mäßigkeit raten. Die holländische Einsicht ist stärker als die Koblenzer Verführung. Um Mitternacht erheben sich meine Holländer, wie immer, brave und gewissenhafte Studienreisende. Ein schwerer Tag liegt vor uns. Das Schauen allein macht bereits müde. In Oberwesel besichtigen wir die schöne Liebfrauenkirche. In Bacharach gibt es schon wieder eine Pause. Einer kurzen Besichtigung des Ortes folgt ein Frühstück in der Pfalzgrafenschenke. Zum ersten Male wollen meine Reisegefährten rebellieren. Draußen ist es unerträglich heiß, der Bacharacher Wein ist kühl — einstweilen wenigstens. Guter Humor und ein kräftiger Appell an die bessere Einsicht besiegen aber auch diese Aufwallung. Im Wagen kühlt schließlich eine Kölnisch-Wasser-Brause die ärgsten Revoluzzer ab.

Dann kommt Bingen. Es geht sofort aufwärts zum Rochusberg, wo niemand weiß, ob er sich mehr über den herrlichen Ausblick, oder über die in Weinlaub gewickelte Bratwurst freuen soll. Unsere Holländer schwenken schon den Becher wie gelernte Rheinländer. Und als ihnen der Bürgermeister auf Burg Klopp zu

...Bleistift, zu deutsch: Korkzieher, ...Geschenk überreicht, schwören sie dem Bin... Sein ewige Treue.

...schweres Gewitter hält uns im Rheingau ... Es ist doch mächtiger als der Feldwebel. ...och kommen wir noch ziemlich rechtzeitig ... Mainz, wo neben dem Dom vor allem die ...en Schätze des römischen Museums die Hol... ...der fesseln. Ein völlig veränderter Eindruck ...m Abend: Das Weltbad Wiesbaden, ein elegantes Rosenfest im Kurhause, die deutsche Schönheitskönigin, internationales Publikum. Das ist zu viel für einen Tag. Es ist gut, daß uns am nächsten Tag das gute Rheinschiff aufnimmt, um uns in beschaulicher Fahrt bis nach Bonn hinabzutragen.

Als wir am nächsten Morgen nach Wiesbaden—Biebrich hinabfahren und an der Landebrücke halten, erscheint über dem breit gelagerten Rheingau, silbern im blauen Sommerhimmel leuchtend, unser gutes Luftschiff „Graf Zeppelin". Selbst die Schar junger Amerikanerinnen, die auf der Fahrt nachher kaum noch von ihren Spielkarten oder Tagebüchern aufsahen, standen von ihren bunt beklebten Reisekoffern auf und sahen dem Luftschiff nach. „Deutsche Organisation!" lobten die Holländer halb im Scherz und halb im Ernst. Ich hatte ihnen den Zeppelin versprochen, und es hatte wieder einmal geklappt.

Der Rhein zeigte sich von der schönsten Sommerseite, und die Dampferfahrt war herrlich, wie sie nun einmal dank der Bestimmungen einer prächtigen Natur und einer hohen Schiffahrtsgesellschaft zu sein hat. Ausgeruht stiegen wir in Bonn an Land und begrüßten unseren guten Autobus, der die Reise mit unserem Gepäck schneller zurückgelegt hatte.

Bonn zeigte sich uns als die Stadt rheinischen Geisteslebens. Die Lebenden und die Toten beschworen die unzerstörbaren Rechte, die der schönen alten Universitätsstadt verbrieft sind. In Godesberg stiegen wir hinauf zu der alten Godesburg und saßen dann in dem feinen musikalischen Festsaal der Redoute. Am frühen Nachmittag kletterte unser Wagen wieder hinauf in die Eifel. Euskirchen, Zülpich, Lideggen. Noch einmal zum Abschied gab die heimische Landschaft gewaltigen Klang. Erstaunt sahen wir hinab in das stille Kurtal und hinauf zu den Eifelhöhen. Dann empfing uns die alte Kaiserstadt Aachen in ihrem schönen neuen Quellenhof. Die Holländer fühlten sich der Heimat zurückgegeben, denn Aachen ist eine wirklich europäische Stadt in ihrem Tale zwischen den Völkern. Vielleicht lieben die Holländer Aachen wegen dieser Gesinnung noch mehr als wegen seiner Schönheit und der Heilkraft der Bäder.

In heiterer Geselligkeit ging unsere Reise zu Ende. Wenn das Tempo ermüdete, so riß es doch auch hin. Wenn auch die Reden von der Not Deutschlands zuweilen allzu deutlich klangen, so zitterte in ihnen die Sorge um das Vaterland. Wenn der Lokalpatriotismus manchmal die Superlative übersteigerte, so schlug doch hinter den Superlativen das volle rheinische Herz. Und wenn hier und da den holländischen Journalisten die wirtschaftlichen Ziele dieser Reise zu derb unter die Nase gesetzt wurden, so werden sie darüber mit dem freundlichen Lächeln hinwegsehen, das ihnen als den stilleren Beobachtern europäischen Wettbewerbes so gut steht. Und wenn sie heute nach einem langen erquickenden Schlaf noch einmal den Film dieser Rheinreise an sich vorüber ziehen lassen, so werden sie, dessen dürfen wir gewiß sein, dem Rheinischen Verkehrsverbande von Herzen dankbar sein. Das Rheinland hat sich ihnen erschlossen und wird ihnen unvergeßlich bleiben.

—⊡—

Spottvögel

Von Selmar Reinhold Fenk-Erfurt.

Wenn man durch die Felder streicht, Auge und Ohr für die Natur hat, dann wird man (wenn mans noch nicht kennt) recht erstaunt sein, das Schackern der Amsel, das Schilpen der Spatzen und Zwitschern der Schwalbe, allerlei Finken- und Meisentöne, den Schrei des Turmfalken, Grasmückengeplauder und sonst noch allerlei zu vernehmen. „Ja was ist das?" fragt man sich erstaunt, denn all diese Vögel hausen doch nicht in den Getreidefeldern. Nun, es ist ein Vogel, der alle diese Laute und Lieder in einem köstlichen Potpourri aneinanderreiht, in das er noch den silbernen Schlag der Wachtel, das Flöten des Hänflings, das Tirilieren der Lerche, den Ruf des Rebhahns, ja sogar das Ziehen der Nachtigall einflicht. Und wer ist dieser geniale Improvisator? Nun, ein kleiner unscheinbarer Vogel, der Sumpfrohrsänger, für den jetzt mehr und mehr der Name Getreidesänger durchbricht, weil der Vogel sich weit weniger im Sumpfweidicht als in den Getreide-, namentlich den Roggenfeldern, breit gemacht hat.

Diese Nachahmung fremder Vogellaute und Weisen, das sogenannte Spotten, gehört zu den reizvollsten Erscheinungen in der Vogelwelt, und ist der Getreidesänger auch ein Meister der Meister darin, so haben wir nicht wenig Vogelarten, die gleichfalls ausgezeichnete Spötter sind. Die gesanglich hochstehenden Vögel sind durchaus nicht immer auch die besten Sänger. Vielmehr erweisen sich manche Vogelarten, deren Eigenproduktion man nur mäßig, ja unschön nennen kann, als Spötter, die aus allerlei Fremdgut ein Potpourri voll Reichhaltigkeit und Wohlklang zusammenstellen, wobei sie übrigens bald diese und jene Laute weglassen, um andere, neue dafür zu bringen. Zwei Verwandte des Getreidesängers — der Schilfrohr- und der Teichsänger — sind zuweilen solche vorzügliche Imitatoren. Beim Teichrohrsänger, diesem typischen Metronomsänger, der ansonst nicht einmal aus dem Takte fallend seine knarrenden, dem Rohrwald angepaßten Strophen herunterschnarrt, ist es geradezu verblüffend, daß er bisweilen über einen reichhaltigen Schatz fremder, recht lieblicher Vogelstimmen verfügt. Solcherlei Spezialitäten scheinen allerdings durchweg in den dichtbuschigen Auwäldern und dem Weidicht der Flußufer sowie in verwunderten Gärten vorzukommen, wo sie reichlich Gelegenheit hatten und haben, allerlei liebliche Sänger zu hören. Der Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Teichrohrsänger und solch einem Imitationskünstler ist oft derart groß, daß man vermeinen muß, einen ganz anderen Vogel vor sich zu haben, wie denn auch die Ornithologen eine Zeitlang Garten- und Teichrohrsänger zu unterscheiden versuchten, ohne allerdings irgend welche körperlichen oder Gefiederunterschiede feststellen zu können, weils eben ein und dieselbe Vogelart ist.

Mancher Leser hat gewiß schon einen menschliche Weisen pfeifenden Gimpel gehört. Unvergeßlich ist mir, wie ich als Junge von solch einem angelernten Dompfaff das Lied aus der Undine „Vater, Mutter, Schwestern, Brüder hab' ich auf der Welt nicht mehr" vernahm. Und mit welcher Reinheit und Innigkeit der Vogel pfiff! Dagegen ist der Naturgesang eines solchen Meisters ein seltenes Gequietsche und Gekrarre, als käme es von dürrem Nadelholzastwerk im Spiel der Winde. Ziemlich leise ist es außerdem, als schäme sich der Vogel selbst seines Stümperns.

Auch die kleine, unscheinbare Haubenlerche kann zu solch einer Meistersängerin werden. War doch auf der Frankfurter Vogelschau von 1908 ein von dem böhmischen Lehrer Marody mit Hilfe einer kleinen Orgel angelernter Vogel dieser Art, der den Carmen- und den Faustmarsch, eine Polka, eine Arie und verschiedene Signale pfiff. Dabei ist der Gesang der Haubenlerche von Natur unvergleichlich besser als der des Gimpels, zumal sie auch in der Freiheit eine Spötterin ist, aber in der Hauptsache besteht auch er aus dem klangvollen Ruf und — fremden, eingeflochtenen Vogellauten.

Die eben erwähnte Ausstellungs-Haubenlerche sprach übrigens auch die Worte: „Matzichen singt wieder was, bravo!" Die hatte sie ganz von selbst ihrem Mentor zu dessen Ueberraschung und Freude abgelauscht. Auch Feldlerchen, Amseln, Steinrötel, Dompfaffen und sogar unsere gelben Stubenhänse haben in allerdings ganz vereinzelten Fällen und unter besonderen Umständen schon einzelne Worte, ja Sätze nachpiepen gelernt.

Die Begabung ist nicht nur zwischen den Arten, sondern auch zwischen den Individuen derselben Art durchaus verschieden. Wahren Genies tritt der Durchschnitt, die große Menge armseliger Stümper gegenüber. Zum großen Teil ist allerdings die unrichtige Behandlung daran schuld. Uebrigens kommt keine andere Vogelfamilie den geistig hoch veranlagten Papageien (die unter den Vögeln das sind, was die Affen unter den Säugetieren) in bezug auf Sprachtalent nur annähernd gleich; selbst der beststprechende Kolkrabe ist ein Stümper gegenüber einem Jako, einer Blaustirnamazone.

Von menschlichen Worten und Weisen hören wir ja nun draußen freilich nichts, und das ist gut so, denn ein Vogel, der den ganzen Tag solch ein schmalziges Lied vom Straßenbaum oder im Garten pfeifen würde, wäre nicht auszustehen. Greift es doch schon die Nerven an, wenn eine Amsel sich den schrillen Lokomotivenpfiff, ein Star das Kreischen ungeschmierter Türangeln zu eigen gemacht hat. Aber ein Genuß ist es, draußen auf die Gesänge der Kleinvögel zu achten, besonders darauf, wieweit fremde Laute und Lieder eingeschaltet sind. Man wird da viel freudige Ueberraschungen erleben.

Recht gute Spötter finden sich unter den vier Würgerarten und hier vor allem bei den Dornbrehern (Neuntötern) und Rotkopfwürgern. Bemerkenswert sind ferner Dorngrasmücke, Braunkehlchen (braunk. Wiesenschmätzer), Blaukehlchen und Gartenrotschwanz. Das Schwarzplättchen (die Mönchsgrasmücke) ist weniger als Spötter bekannt; ich habe aber gerade von ihm schon sehr hübsche Strophen spotten hören, und zwar solche von der Gartengrasmücke, der Nachtigall, dem Sprosser und — die frühere kaiserliche Autosanfare „tatütata".

Der Gartenlaubvogel, meist Gelbspötter genannt, spottet trotz dieses Namens bei weitem nicht in jedem Stück. Dafür aber oft geradezu hervorragend. So hatte ich in meinem Garten vor einigen Jahren im Juni einen Gelbspötter, der neben Amselschackern, Sperlingsschilpen, Schwalbenknerbeln, dem Quäken des Mittelspechtes, mit wunderbar kräftiger Stimme das „gluck . . ." und „sick . . ." des Sprossers brachte. Zugleich eine wissenschaftlich hochinteressante Tatsache, denn Sprosser gibt es in Mitteldeutschland und weit herum nicht. Dieser Gelbspötter muß also Sprossergebieten entstammen oder sie mit längerem Aufenthalt durchwandert haben.

—⊡—

Ferien in Rothenburg ob der Tauber

Von Rudolf Kayser, Altena.

Die Türme und die Mauern, sie schaun so trotzig drein,
als sollte ewig dauern, ihr festgefügt Gestein.
Es ist, als stünd' geschrieben, am Tor der stillen Stadt:
„Hier ist einst stehn geblieben, der Zeiten eilend Rad."

H. Mußmann.

Nach Rothenburg, der mittelalterlichen Stadt in Franken, stand schon lange mein Sinn. Manche Fotografie und noch mehr die Erzählungen von Freunden, von alten Häusern mit Giebeldächern, krummen und winkeligen Straßen, alten Mauern und Wehrgängen, bestärkten immer mehr in mir den Entschluß, dort einen Teil meiner Ferien zu verleben.

Ueber der Tauber, auf einem Bergrücken, ragt die alte wehrhafte Stadt ins sonnige Franken. Ins Grab gesunken sind längst die über ihr Wohl und Wehe zu wachen und zu entscheiden hatten, die an ihren Mauern bauten und die Stadt mit stürmender Hand nahmen. Andere Wege nahm der Handel, die Lokomotive verdrängte den Wagen des Kaufmannes. Das Mittelalter versank, vergessen ist bald die früher so regsame Stadt. Abseits von den Hauptverkehrswegen träumt sie, gleich Dornröschen im Märchen, von dem der sie wieder erwecken wird. Maler und Reisende kommen auch in diesen wunderschönen Winkel des Frankenlandes, entzaubern mit Pinsel und Palette das Städtchen zu neuem Leben. Ihre Bilder werben für die stille, alte Stadt.

Jetzt sollte ich die Stadt kennen lernen, die ihren mittelalterlichen Charakter wohl mit am besten von allen deutschen Städten erhalten hat. Schon grüßen die Türme, bald lugt ein Stück Mauer mit Schießscharten aus dem Gewirr der im alten Graben wachsenden Obstbäume und Sträucher zu mir herüber.

Durch die Basteianlagen des Rödertores gehts in die Rödergasse, an alten Fachwerkhäusern vorbei, längs den schönen Brunnen zuerst mal zum Marktplatz. Vom Rande des St. Georgsbrunnens betrachte ich das alte und das neue Rathaus und das Leben und Treiben auf dem Platz vor mir.

Leise und anheimelnd gurren über mir die Tauben, die sich St. Georgs Arme und Schultern zum Ausruhen ausgesucht haben. Gleichmäßig plätschert das klare Naß in das große Brunnenbecken. Dämmernder Abend liegt über der Landschaft. Da höre ich durch Gurren und Plätschern das Raunen von der Geschichte der alten Stadt. Sagenhaft ist es, was ich da zuerst erlausche:

Innere und äußere Wallreste stammen von den Kelten, dann erbaute 419 der Frankenherzog Pharamund die „Veste Rothenburg", den Pharamundsturm und noch ein anderes Gebäude vernichtete in früherer Zeit ein Erdbeben. Urkundlich feststellen läßt sich die Geschichte der Stadt erst vom Jahre 804 an. Von dieser Zeit bis 1108 residierten hier die Grafen von Rothenburg, danach die Hohenstaufen. 1274 wurde sie zur freien Reichsstadt erhoben. Mächtig blühte zu dieser Zeit der Handel in der Stadt. Die Patrizier wurden immer mächtiger und erlebten ihre Blütezeit im 14. und 15. Jahrhundert. 1377 wurde der Reichstag in Rothenburg abgehalten. Kaiser und Könige beehrten die Stadt mit ihrem Besuche.

Der beste Bürgermeister der Stadt war Toppler (1372—1408), der jedoch im Jahre 1408 von seinen Gegnern gestürzt und enthauptet wurde. Gegenüber den Zeitströmungen blieben die mächtigen Patrizier doch immer wieder Herren der Lage. 1474 belehnte Kaiser Friedrich III. in Rothenburg den Dänenkönig Christian I. mit Holstein, Stormarn und Dithmarschen. Farbenprächtig und glänzend müssen die Feste der damaligen Zeit gewesen sein.

Neue Herren kamen mit dem 15. Jahrhundert für kurze Zeit in den Besitz der Stadt und ins Rathaus. Die aufständischen Bauern nahmen von der Stadt Besitz, wurden aber auch bald wieder vertrieben. Ströme von Blut flossen damals über die Steine des Marktplatzes, als die gefangenen Bauern hingerichtet wurden.

Dann folgte die Reformation. In diese Zeit der Beruhigung fällt der Bau des neuen Rathauses und noch anderer bedeutender Gebäulichkeiten.

Doch nicht allzulange dauerte die ruhige Zeit. Der 30jährige Krieg ruinierte das Land und auch Rothenburg blieb nicht verschont. Tillys Heer lag vor den Mauern der Stadt, um sie zu besetzen. Doch erst nach Belagerung gelingt es ihm dieselbe zu stürmen. Zur Strafe für die Gegenwehr sollte sie niedergebrannt werden. Alles Bitten und Flehen der Bürger, die Stadt zu schonen, ist nutzlos. Erst der gute Wein aus dem Ratskeller macht den Feldherrn versöhnlicher. Wenn jemand mit einem Zuge den 3½ Liter fassenden Weinhumpen leeren würde, sollte die Stadt vor der Brandschatzung bewahrt bleiben. Dem Altbürgermeister Nau gelingt die Tat und er wird dadurch zum Retter der Stadt. Auch von anderen Belagerungen und Schatzungen weiß mein murmelnder Beobachter zu erzählen. Die Zeit des 7jährigen Krieges ersteht vor meinen Augen mit allen ihren Schreckenissen und Verheerungen.

Die Ritterzeit war verschwunden, als Rothenburg nach Bayern einverleibt wurde. Mit der Zeit blüht die Stadt immer mehr auf, doch behält sie dabei immer ihre Eigenheit als alte Stadt im Schutze ihrer Mauern.

Doch nun strömt über den Marktplatz der Fremdenverkehr, Autohupen tönen durch die engen Straßen, Touristen aller Länder lassen Mittelalter auf sich wirken und machen ausgiebig von ihren Fotos Gebrauch. An den Andenkenläden verkünden Schilder, daß man Englisch und andere Sprachen spricht, das Reisebüro stellt Führer usw.

Längst ist mein Erzähler verstummt, bin ich mir wieder selbst überlassen. Doch war ich froh, die Geschichte der Stadt zu kennen, denn erst so fand ich für manches Verständnis, was mir sonst fremd geblieben wäre, oder was ich nicht so recht beachtet hätte.

Am folgenden Morgen gings zuerst zum Rathausturm, um von oben meinen Blick über die Stadt schweifen zu lassen. Meinen Platz am Brunnen hat ein barfüßiger Rothenburger Junge eingenommen. Eben balanziert er zum Wassereinlauf, um sich dort den Staub von den Füßen zu spülen. Die Tauben verbessern ihre Position vom Sockel der Brunnenfigur zur Schulter. Ein letzter Blick zum Brunnen als Dank für die alte Mär, dann gehts zur Rathausbesichtigung. Die breite Steintreppe führt zum Vorplatz mit reich verzierter Balkendecke. An den Wänden prangen die Wappen der vormals regierenden Bürgermeister. Im Kaisersaal Beutestücke aus alter Zeit, Kriegskassen und verwitterte Fahnen der Stadt Rothenburg, dann wieder Wandmalereien von früheren Kriegen. Auch die Kreuzabnahme Christi ist groß dargestellt. Vor diesem Bild leisteten die Bürgermeister der Stadt den Treueid. Im Kaisersaal wurde auch das denkwürdige Gericht über den Bürgermeister Toppler abgehalten. Unter dem großen Saal waren früher die Verliese für die Gefangenen. Heute sind diese Räume als Stadtarchiv benutzt. Die St. Jakobskirche ist Hauptkirche der Stadt. Das Museum birgt in reichhaltiger Zahl wertvolle Altertümer.

Nicht länger halte ich es aus im Modergeruch der alten Gebäude. Bald streife ich bei strahlendem Sonnenschein durch die Stadt. Inschriften und Tafeln an den Häusern verkünden, welche geschichtlich bekannte Person in dem Hause logiert hatte. Blumengeschmückte Erker fesseln das Auge und lassen fast das Weitergehen vergessen. Durch enge, winklige Gäßchen streife ich von einem Tor zum anderen. Auf dem zum Teil erhaltenen Wehrgang kommt mir wieder lebhaft die Schilderung meines Erzählers aus alter Zeit zum Bewußtsein, als Tillys Landsknechte oder die Haufen aufständischer Bauern die Stadt bestürmten. Was mag auf dem jetzt so stillen Wehrgang für ein buntes und kriegerisches Leben geherrscht haben? Lange wandere ich über den Wehrgang und sehe von den zahlreichen Wachttürmen ins Weite.

Im Tal schlängelt sich die Tauber durchs blühende, ernteschwere Land. In der Nähe im Grunde liegt das ehemals freie Reichsdorf Dettwang und fast unter mir das wunderschöne Topplerschlößchen. Bald wende ich mich wieder der Stadt zu. Behäbig steht der Wirt oder Metzger in der Haustür, mit in die Seite gestemmten Armen die Balanze haltend.

Gemütlich gehts überhaupt noch im schönen Franken zu, als hätte das 20. Jahrhundert sich nach hier noch nicht vorgewagt oder wäre abseits vorbei gezogen. Wären nicht die kommenden und abfahrenden Autos, die fremden Sprachen und die überall tätigen Maler und Malerinnen gewesen, man hätte die Zeit vergessen und sich ins Mittelalter zurückversetzen können. Auf den roten Dachfirsten trippeln und gurren die Tauben, vom lauschigen Erker leuchtet Geranium in seinem satten Rot zum Fremden herunter.

Die letzten Abendstunden jedoch verträume ich wieder, wie am ersten Abend, beim wasserspeienden St. Georg am Markt. Anders wie beim Sonnenschein wirkt das Licht der Laternen in den Gäßchen und auf den Plätzen, den Charakter als alte Stadt nur noch mehr hervorhebend.

Oft noch mußte ich am andern Morgen beim Weiterwandern mich ummenden, um noch einen Blick von den Türmen und Mauern einer der schönsten alten deutschen Städte zu erhaschen.

—⊡—

Belagerung der Affen

Der unglückliche Schuß. — Die Rache des Mandrills. — In verzweifelter Lage. — Hyänen. — Die Munition bis auf wenige Patronen verschossen.

Von Hans Brick, dem bekannten Dompteur.

„Beßlema!" (arabisch: auf Wiedersehen) klang es froh, als ich mich von meinen Trägern und Treibern zu Bagiruri (Aequatorial-Afrika) verabschiedete. Es war der Abschluß einer Jagd- und Fangexpedition im Auftrage einer englischen Firma. Die Leute zogen mit der ganzen Beute ostwärts nach Djibouti, von einigen Europäern begleitet, denen ich gegen Bestätigung alles übergeben hatte.

Vor dem Wüstenmarsch.

Bei mir blieb nur mein alter Begleiter, Ali Khalil den Chavuch, ein ganz gerissener, mutiger Traber, der als Führer durch die Wüste seinesgleichen suchte. Ich wollte direkt nordwärts an die nordafrikanische Küste, und da brauchte ich diesen Begleiter dringend, da ich endlich mein Versprechen einlösen und meinen Freund Hutterer, einen geborenen Elsässer, besuchen wollte. Er war Eigentümer riesiger Dattelpalmen- und Orangenhaine, Korkwälder und Weinkulturen, die zwischen Ain Garaka und Zouar lagen. Da uns doch etliche tausend Kilometer von ihm trennten, zogen wir schon nach einer Rast von zwei Tagen in Bagiruri los.

Wir kamen endlich in Ain Garaka an, zur größten Ueberraschung meines Freundes Hutterer. Vier Tage später verabschiedete sich Ali von mir. Er hatte Sehnsucht nach seinem Weibe und Courbi (Zelt).

Zwölf Tage befand ich mich schon auf Mehnes, der Farm meines Freundes, tagsüber in den verdunkelten und kühlen Zimmern verweilend. Ueberall standen die Gargoulets (Nilschlamm, nichtglasierte Tonkrüge), in denen sich Wasser befand, schwitzten und verbreiteten dadurch Kühle. Draußen zeigte der Thermometer 58 Grad Celsius in der Sonne.

Endlich eröffnete mir mein Freund: Ich muß mir einen Dattelpalmenhain ansehen, der mir zum Kauf angeboten ist. Wir hatten ungefähr zehn bis vierzehn Tage zu reisen. Ich war froh, denn langsam begann ich Langeweile zu verspüren, und sagte sofort zu. Nach zwei Tagen zogen wir ab.

Sechs Tage später wollten wir gerade auf der einen Seite eine Oase verlassen, als wir Schreien und Lärmen hörten. Es war eine der üblichen Handelskarawanen der Araber, die sich freute, frisches Wasser zu bekommen. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich zwei Europäer unter den Arabern. Die beiden stellten sich vor. Ein Monsieur Martial aus Mazanet (Südfrankreich) und ein Herr Roßkalln Kungs aus Riga. Sie waren Vergnügungsreisende und hatten sich einige Tagereisen von Khartum entfernt, der Karawane angeschlossen, mit der sie schon seit etwa zwei Monaten reisten. Die Araber wollten westwärts nach Tamgak, zunächst aber einige Tage in der Oase verbleiben. Die beiden Herren baten, sich uns anschließen zu dürfen. Wir stimmten zu, denn von Europa zu hören, darauf ist jeder in Afrika versessen.

Wir waren nun zu vier gerade einen Tag unterwegs, als wir Wald sahen, nicht weit davon ein Haus, das sich später als unbewohnt herausstellte. Wahrscheinlich gehörte es der französischen Regierung, die überall derartige Häuser unterhält, in denen sich meistens vorbeiziehende Sahara-Polizei einquartierte. Das Haus war leer, es gab weder Tische noch Stühle, die Tür war aber vollständig unversehrt, mit Riegeln, das Haus im Winkel gebaut und mit Schießscharten versehen. Nach dieser Feststellung zogen wir dem Walde zu.

Ungefähr fünfzig Schritte weiter bemerkten wir auf den Bäumen Paviane, besonders zahlreiche Mandrille. Nach dem Verhalten der Tiere zu schließen, waren sie in der Brunstzeit. Ich wollte mich gerade zu den zwei Herren wenden, um sie zu bitten, ja nicht auf die Tiere zu schießen, die in diesem Zustande äußerst gefährlich sind, da krachte auch schon ein Schuß. Der Schütze hatte unglücklicherweise ein säugendes Madrillenweibchen getroffen, das tot, das Junge noch im Arm, vom Baum herab fiel. Darauf trat plötzlich im ganzen Walde unheimliche Stille ein.

Der Sturm der Mandrille.

Das erste, was ich vernahm, war echt elsässisch und kam von meinem Freunde, der wütend schrie: „Sie Chaib, Sie dreckiger!" Und nun brach ein Höllenlärm los. Im nächsten Augenblick erhob sich ein ohrenzerreißendes Geschrei, ein Brüllen und Toben, daß wir alle erzitterten. Dann prasselte es auf uns herab, Aeste, Früchte. Die Stämme schienen lebendig zu werden. Ueberall und von jedem Baum sausten mit unheimlicher Geschwindigkeit dunkle Gestalten herab. Dies sehen und schreien: „Runter von den Kamelen und ins Haus!" war eins. Wie die Wiesel glitten wir von den Reittieren und jagten in langen Sätzen dem Hause zu. Hinter uns tobte eine Herde von Pavianen und Mandrillen, heulend und zähnefletschend. Der unglückliche Schütze, der Franzose, stolperte und fiel hin. Gleich sprang er aber wieder auf, nur darauf bedacht, sich zu retten, und ließ Gewehr, Patronen und Tropenhelm in Stich.

Nur noch fünf Meter waren die heulenden und brüllenden Teufel von uns entfernt, als sich hinter dem letzten von uns die Tür schloß und der Riegel davor krachte. Bleich, mit fliegendem Atem und zitternden Gliedern starrten wir einander wortlos an. Plötzlich donnerte ein fürchterlicher Schlag gegen die Tür, dann noch einer. Dann prasselten Steine und Felsbrocken gegen das Haus. Da fiel das Entsetzen von uns. Zu unserm Glück hatte das Haus nur enge Schießscharten. Wenn es Fenster gehabt hätte, wären wir alle verloren gewesen. Durch die engen Oeffnungen konnten diese ungemein großen und muskulösen Tiere nicht eindringen. Jeder eilte an eine Schießscharte. Im nächsten Augenblick ertönte ein furchtbarer Schrei. Wir wandten uns um und sahen, daß dem Letten das Blut aus dem Munde strömte. Er hatte sich mit dem Kopfe zu nahe an die Oeffnung gewagt, blitzschnell langte ein Mandrill herein und riß ihm mit einem Ruck die Unterlippe weg. Das Jammern des Bedauernswerten war schrecklich. Von draußen antworteten Gebrüll und Steinregen.

Als wir anderen wieder vorsichtig hinaus spähten, setzten unsere Herzen vor Schreck einig Sekunden aus. Was wir da sahen, ließ auch den kaltblütigsten Mann erzittern. Ungefähr 300 bis 400 Mandrille, vorn die Männchen, weiter hinten die Weibchen, einige davon mit Jungen, hatten unser Haus regelrecht umzingelt. Ein Hinauskommen war unmöglich und Hilfe von außen erst recht ausgeschlossen. Wer sollte hier vorbeikommen. Entsetzlich war der Anblick dieser fletschenden Rachen, der ungeheuer großen und starken Reißzähne, die denen des Tigers ebenbürtig sind. Unsere Lage schien hoffnungslos.

Der Führer.

Am meisten fiel uns ein riesiger Mandrill auf. Es war wohl der Anführer. Alles hockte um ihn herum. Er gab einige Grunzlaute von sich, darauf erklang als Antwort ein Heulen von der Masse, hierauf ein eigentümliches Schrei von ihm, und plötzlich bewegte sich die ganze Bande auf uns zu, blieb ungefähr auf einem Meter Entfernung von dem Hause stehen und wie auf Komando sprangen ungefähr acht bis zehn Mandrille gegen die Tür, die unter dem wuchtigen Anprall der schweren Körper bedenklich krachte.

Dies war gefährlich, und so eröffneten wir das Feuer auf diese unheimlichen Bestien. In der ersten Ueberraschung zogen sie sich zurück